

Der pädagogische Bezug – ein Beitrag zum sozialpädagogischen Können

Herbert E. Colla und Tim Krüger

Die Sozialpädagogik in ihrem Verständnis als personenbezogene, lebensweltlich- und lebensgeschichtlich angelegte Profession, die eine subjektorientierte Unterstützung anstrebt, entdeckt in jüngerer Zeit wieder die Bedeutung pädagogischer Beziehungen und damit einhergehend die Wichtigkeit der personalen Dimension und der pädagogischen Liebe, neu (vgl. Colla 1999, Thiersch 2006, Dörr/Müller 2007, Meyer 2009, Tetzner 2009, Drieschner/Gaus 2011).

Brumlik (2006) stellt fest, dass der Begriff der Liebe im Verdacht steht, ein Überbleibsel romantischer, vielleicht auch reformpädagogischer oder karitativer Bemühungen zu sein, der den Anschluss an die Modernisierung und damit einhergehende Professionalisierung verpasst habe. Brumlik versucht, die Liebe als eine (pädagogische) Tugend zu rehabilitieren. Ausgehend vom neuen Testament, im Anschluss an Fromm (1979), definiert er (2005) die Liebe als ein aktives Handeln, also nicht nur als ein Gefühl und ordnet ihre Maßstäbe der neo-aristotelischen Theorie des gelungenen Lebens zu (Nussbaum 2002). Die Nachbardisziplinen der (Sozial-)Pädagogik setzen sich eindeutig mit der Liebe bzw. den emotionalen Beziehungen auseinander. Die emotional-personale Qualität eines speziellen Interaktionsverhältnisses und seine Bedeutung für Beratung oder Psychotherapie ist Gegenstand von Therapieforschung (Grawe 2000). Rogers (1957) sieht in ihr die notwendige und hinreichende Vorbedingung für die Wirksamkeit einer therapeutischen Intervention. „In allen sozialen Berufen ist die eigene Persönlichkeit das wichtigste Instrument; die Grenzen ihrer Belastbarkeit und Flexibilität sind zugleich die Grenzen unseres Handelns“ (Schmidtbauer 1992). Das Vertrauen in die Person des Therapeuten¹ gilt als wichtiger „supportfactor“, neben „learningfactors“ und den „actionfactors“ in einem Therapieprozess. Vertreter der Bindungstheorie postulieren, dass enge affektive Bindungen einzugehen ein universelles menschliches Bedürfnis sei. Dabei wird unter Bindungen ein lang andauerndes affektives Band zu „ganz bestimmten Personen, die nicht ohne weiteres auswechselbar sind“ (Seiffge-Krenke 2004) verstanden. Die Hirnforschung weiß um die Bedeutung sozialer Beziehungen (Hüther

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

2002). Liebe gilt als Form sozialer Erfahrungen, ohne die sich das Gehirn nicht adäquat entwickeln kann. Die neuronalen Verhaltensmuster, die der Mensch in der frühkindlichen Entwicklung erlernt und in seinem Gehirn gleichsam gebahnt hat, schaffen sein Verlangen, geliebt und anerkannt zu werden, befähigen ihn erst dazu, etwas anderes als sich selbst lieben zu können. Für Fuchs (2009) ist das Gehirn ein soziales Organ und für die Reifung auf zwischenmenschliche Beziehungen angewiesen.

Die aufgedeckten und ausführlich diskutierten Missbrauchsfälle in Familien, aber auch in pädagogischen Einrichtungen wie (kirchlichen) Heimen, insbesondere in der Nachkriegszeit, in Internaten und Konvikten (Kuhlmann 2008, Runder Tisch Heimkinder, Kappeler 2011, Thiersch 2012), aber auch anderen Freizeitangeboten, wie z. B. Sportvereinen, dokumentieren eine Unkultur mit ihrem unverantwortlichen Umgang von Nähe und Distanz. Die geringe Außenkontrolle (Unkultur des Wegschauens) begünstigte die Verletzung der körperlichen, sozialen und psychischen Integrität der jungen Menschen und damit der Verletzung des Kindeswohls (Hilfe und Schutz). Das neben dem „familiären Inzestverbot“ bestehende generelle „pädagogische Inzestverbot“ (Thiersch 2012) wurde sträflich negiert. Machtstrategien und Triebwünsche einzelner Erzieher dominierten. Als vorgeschobene Rechtfertigung wurde von diesen Erwachsenen häufig das „verführerische“ oder „provozierende“ Verhalten der jungen Menschen angeführt. So konnten die Opfer von Missbrauch zu Tätern stilisiert werden. Folglich geht es um die Revision von fehlgeleiteten Arbeitsansätzen, aber auch um nachträgliche Hilfen und Anerkennung der Verletzungen und der daraus resultierenden Ansprüche ökonomischer und therapeutischer Art. Die ist umso dringlicher geboten, mit dem Wissen um die Notwendigkeit menschlicher Nähe in allen sozialpädagogischen Praxen, in Abgrenzung zu einer rein rational-technisch erbrachten Dienstleistung.

1 To Be Crazy About The Kids

Einführend in das Thema werden zwei Beobachtungen aus der Praxis dargestellt. In einer norddeutschen Universitätsstadt wurde 1961 von Privatpersonen, einem Fürsorger, Lehrern, einem Richter, einem Jugendpsychiater, Studierenden und Mitarbeitern zweier Universitätsinstitute eine „Jugendschutzstätte“ gegründet. Diese sollte als Schülerhort und Jugendklub, eine Einrichtung für „verwahrloste“ Kinder und Jugendliche sein und als Praxis im Gegenfeld der damaligen Heimerziehung (Anstalterziehung) dienen. Dieses Modell wurde nur zögerlich vom Jugendamt akzeptiert. Es gelang dieser Arbeitsgemeinschaft als Vorläuferform späterer Bürgerinitiativen allerdings, durch gemeinsames Arbeiten mit den Bewohnern der Obdachlosensiedlung bei der Errichtung des Hauses, die Eltern der jungen Menschen zumindest für die pädagogische Arbeit zu interessieren. Der gemeinsam gestaltete Aufbauprozess bewirkte bei den Jugendlichen dauerhaft eine hohe Akzeptanz, es war „ihr“ Bühlerhof. Dieses Wir-Gruppengefühl wurde zusätzlich verstärkt durch die ausgrenzende Praxis der sich zeitgleich etablie-

renden Einrichtungen der Jugendpflege, die mit dieser „Fürsorgeklientel“ nicht arbeiten wollte. Der zu gestaltende Alltag des Handlungsfeldes war geprägt durch die charismatische Persönlichkeit des ersten Leiters der Einrichtung, einem Fürsorger, der sich nicht den traditionellen Verhaltens- und Legitimationsmustern unterwarf. Für die Praxis standen damals weder anerkannte und generalisierte disziplinäre Wissensressourcen, noch ethisch-normative Bewertungssysteme und institutionell gebundene Regeln und Methoden zur Verfügung, die berufliches Handeln und die subjektiven Habitualisierungen hätten steuern können. Die folgenden wiedergegebenen Praxiseindrücke skizzieren die ersten zehn Jahre der Praxis dieser „Jugendschutzstätte“. Ausgangspunkt dieser Praxis war die Beobachtung, dass Kinder und Jugendliche mit schwierigen Biografien und häufig ungekonntem, störendem Verhalten und Fehleinschätzungen von Situationen, Kinder und Jugendliche also, die in ihrer Lebenswelt, in Familie und Wohnquartier, in sprach- und emotionsarmen Interaktionssystemen lebten, in ihren Entfaltungs- und Lernmöglichkeiten eingeschränkt werden. Diese jungen Menschen brauchen Gelegenheiten und Handlungsräume, um aus dem Kreislauf von Auffälligkeiten, Stigmatisierungen und sich darin verfestigenden devianten Karrieren auszusteigen. Dazu gehören die Strukturen eines entlastenden, aber attraktiven Lebensfeldes, die den jungen Menschen die Möglichkeit eröffnen, sich durch erlebte pädagogische Begegnungen mit Erwachsenen (Alltagsbegleitung) zu orientieren und helfen zu lassen; Strukturen, in denen Verhaltens-, Verständigungs- und Erfahrungsalternativen angeboten werden, die an den subjektiven Alltagserfahrungen und Deutungen der Kinder anknüpfen und sie befähigen, sich den Lebensbedingungen zu stellen, Selbstvertrauen und „sich etwas zutrauen“ durch Ermutigungen zu fördern und sie zu kooperativen Sozialbeziehungen zu befähigen. Dieser Ansatz ging über das einfühlsame Besprechen und Analysieren der Probleme der Kinder und Jugendlichen hinaus, blieb nicht im bloßen „Verstehen“ befangen: vielmehr lag der Akzent auf der daran anknüpfenden Einübung alternativer Verhaltensweisen und der lustvollen Bestärkung des dann Gelingenden durch Anerkennung durch die Gruppe der Gleichaltrigen und der Erwachsenen der Einrichtung. Folglich gab es neben einer Programmstruktur zeitliche Freiräume, die unverplant waren. Der jugendliche Besucher war „bloß da“, konnte Gruppenaktivitäten anderer beobachten, sich einklinken oder „gammeln“. Er traf auf eine Gruppe Mitarbeiter (Fürsorger und Heimerzieherin, Pädagogen, Kochfrau, ehrenamtlich regelmäßig über einen langen Zeitraum hinweg mitarbeitende Studierende), die hinsichtlich ihres Alters und Lebenserfahrungen, kulturellen Herkunftsmilieus und Kompetenzen, in ihren sprachlichen Aktivitäten und „expressiven Botschaften“ (Goffman) unterscheidbar waren. Vergleichbar unterschiedlich waren die jugendlichen Besucher der Einrichtung hinsichtlich ihrer Biografie, Persönlichkeitsausstattung und Zukunftsentwürfe. Ihnen gemeinsam war die Kontinuität ihrer sozioökonomischen Marginalsituation. Der jugendliche Besucher konnte „seinem“ Erwachsenen beobachten, ihn „testen“ und Grenzen seiner Belastbarkeit erspüren, Kontakt zu ihm gestatten, sich in eine unverbindlichere Gruppenaktivität zurückziehen, den Kontakt zu ihm oder ihr (oder einem anderen) neu abstimmen, um ihn dann als

festen Bezug auf Zeit zu gestalten. Sie konnten erleben, dass sie an Beziehungen nicht ausgeliefert waren, sondern dass sie von ihnen mitgestaltet wurden. Die sinnliche Erfahrung des solidarischen „zusammen machens“ gab einen Beziehungssinn. Manche Jugendlichen gingen kein Arbeitsbündnis auf Zeit ein, ihnen war die erfahrbare persönliche Aufmerksamkeit, die Nähe und Geselligkeit, Spaßhaben, ausreichend, um die Belastungen ihres Alltags als aushaltbarer zu erleben.

Die Jugendschutzstätte „Bühl“ stellt sich aus der Sicht eines der Jungen im Alter von 15 Jahren (mit gesammelten Erfahrungen in einem geschlossenen und später einem heilpädagogischen Heim) so dar: „... Der erste Besuch brachte nur Teilerfolge. Erstens waren die Gruppenmitglieder der offenen Gruppe nicht zu durchschauen und in ihrem Kommen und Gehen zu übersehen. Zweitens waren physische Bedenken (stärkere Jungen) aufgetreten. Aus meiner Betriebs- und Heimerfahrung war ich der Stärkste. Hier schien das anders zu sein. Drittens lagen die Niveauansprüche bei manchen zu tief, was sich aber von Besuch zu Besuch für mich mehr zum Vorteil entpuppte. Ich fand Resonanz, versuchte Leute gegenseitig oder mit den Jungen auszuspielen, befreundete mich und/oder provozierte sie, ganz wie's mir meine Gefühle sagten. Oft stellte ich mich vor den Sinn des Hauses, sah Erfolge: bestandene Lehren, verhinderte Heimeinweisungen, Sportgeräte, Diskussionen, Freundschaften. Doch dann kamen wieder überwiegend Widersinnlichkeiten: Jungen, die in den Knast mussten, Schlägereien, schlechte Laune der Mitarbeiter oder die Unfähigkeit, bestimmten Kindern helfen zu können. Viertens ein sehr wichtiges Erlebnis, das Haus, hell, bunt, laut. Nicht wie andere, sogenannte pädagogische Einrichtungen [...] Der Bühl war viel zu schön für uns „Klienten“. Besonders für die aus der Parkstraße [Obdachlosensiedlung]. Wir sollten auch schön dankbar sein, sagten die auf dem Amt. (Und hofften, dass wir den Bühl in die Luft sprengen würden.) Fünftens ein schlimmes Erlebnis: Auf dem Bühl arbeiten Studenten und Mitarbeiter, die nicht pädagogisch aussehen. Richtig normal, nicht mausgrau wie auf dem Amt. Keine weißen Kittel, wie der Oberbau im Heim. [...] Statt pädagogischem Lächeln haben sie eine Pfeife im Maul. Babette (weibliche Mitarbeiterin) hat – wenn sie in Rage kommt – Ausdrücke zur Verfügung, die, im Jugendamt gebraucht, gleich die Akte füllen würden. Und für die kleineren Rockerchen „Mutter Gent“, die für die (Tages-)Gruppe kochte, zuhörte, streichelte und immer „lieb“ war. Dann wurde man ernst genommen, eine Neuheit für mich, die mich aufbrachte. Und die Leute vom Bühl waren verwundbar und zeigten dies. Schlecht für Pädagogen, die doch über allen Wassern schweben sollten. Die Schwierigkeiten mit der Stadt, die eher ihre „vernichtende“ Hand über „Bühl“ hielt, war ein Kapitel für sich. Der kommissarische Leiter und die Studenten machten keinen Hehl aus den Schiebungen und teilweise ekelhaften „Schwarzmarktschiebereien“ zwischen Seminar, Titel und Einfluss auf der einen und den weisen Stadtvätern auf der anderen Seite. [...] Die meisten Jugendlichen, die nicht blind und taub waren, haben das mitbekommen und gestaunt. Solche Tricks kannten sie nur von zu Hause. [...] Die Nachteile des Bühls liegen auf der Hand. Wurde der Laden abends zugemacht, dann ging es heim, heim in die Löcher der Parkstraße oder in den Clinch mit den Alten. Man war

geschockt. Eben noch konnte man klönen, gammeln, diskutieren, spielen, und jetzt war man wieder draußen. Die Ahnung, dass alles anders sein könnte, bewegte unsere grauen (Hirn-)Zellen. Die Impotenz des Bühl lag darin, dass sie unsere Alten nicht verändern konnte, machtlos gegenüber den Meistern war“ (Colla 1973, 48 f.).

Im weiteren Verlauf dieses Berichtes werden Stärken und Grenzen eines pädagogischen Verhältnisses, als ein von den Jugendlichen gesuchtem „Arbeitsbündnisses auf Zeit“, aus seiner Sicht dargestellt (vgl. a. a. O., 48 ff.). Der Junge besuchte bewusst die beschriebene Einrichtung, anstelle anderer Einrichtungen der Jugendpflege. Er suchte Erwachsene, die als Personen in einer sozialpädagogisch verantworteten Praxis erkennbar bleiben, deren pädagogisches Handeln nicht zur bloßen „technischen“ Strategie in der Ausgestaltung professioneller Rollen aufläuft. Er suchte mehr denn bloße „infrastrukturelle animative Raumwärter“ in einer öffentlichen Freizeiteinrichtung, die von ihm gesuchte Kommunikation sollte in erster Linie nicht methodisch gestaltet, sondern sozial fundiert sein (vgl. Trede 2003, 20 ff.).

Die nachfolgend vorgestellte Einrichtung, mit einer der Jugendschutzstätte vergleichbaren offenen Struktur, kann sich vierzig Jahre später in ihrer Methodenwahl eines ausdifferenzierten sozialpädagogischen Theoriekonzepts bedienen und folgt in der Ausgestaltung der Praxis einer andersartigen Qualität des personenbezogenen Umgangs. Grundlegend für die Gestaltung des Handelns ist hier eher die Orientierung an eindeutigen Handlungsritualen, als die notwendige Kultur des suchenden Ausprobierens, die den Bühlerhof prägte.

In einer norddeutschen Großstadt besteht für Konsumenten sogenannter harter Drogen, also insbesondere Crack und Heroin, in Bahnhofsnähe ein niedrigschwelliges, akzeptierendes Angebot der Jugendhilfe. Die Einrichtung versteht sich als szenenahes Angebot; ist werktäglich geöffnet von 9 Uhr morgens bis 5 morgens am Folgetag. Sie kann von allen Konsumenten dieser Drogen aufgesucht werden kann, die das 18. Lebensjahr vollendet haben. Seit den 1970er Jahren hat sich die Einrichtung von einer reinen „Kontakt- und Beratungsstelle“, also einem Café mit Möglichkeiten der Beratung durch Sozialarbeiter, zu einer Einrichtung entwickelt, in der seit 2003 auch die Möglichkeit besteht, die Drogen in einem sicheren Umfeld, einem sogenannten „Konsumraum“, unter der Aufsicht von Sozialarbeitern zu konsumieren. Unterstützt werden die Sozialarbeiter durch studentische Hilfskräfte, tagsüber ist auch medizinische Beratung möglich. Implizites Ziel einer kommunalpolitischen Aufwertung Anfang des Jahrtausends war die Verschiebung der Drogenszene vom unmittelbaren Anschluss an den Bahnhof in eine Gegend des Stadtteils, die zwar milieunah, dennoch nicht für jedermann einsehbar war.

Die Einrichtung zieht Adressaten der verschiedensten Lebenslagen an. So suchen beispielsweise Obdachlose, Prostituierte, aber auch Geschäftsleute die Einrichtung auf und nutzen sie nach ihren Bedürfnissen. Niedrigschwellige Einrichtungen der Sozialarbeit ermöglichen es in ihrem Selbstverständnis den Adressaten sich abseits von strikten Normvorstellungen der Gesellschaft einen Raum anzueignen und ihn auszugestalten

(vgl. u. a. Deinet 2004, 195 ff.; zur Aneignung als Grundbegriff der Sozialpädagogik allgemein: Winkler 1988, aber auch 2004). Die unterschiedlichen Adressatengruppen mit ihren verschiedensten lebensweltlichen Hintergründen bringen auch differente Ansprüche an die Einrichtung mit. Dies wird unter anderem deutlich in der Besuchszeit und der Dauer des Aufenthalts, aber auch in der Kontaktaufnahme zu anderen Adressaten, den Mitarbeitern und somit auch in der Anbindung an die Einrichtung.

Theoretisch greift die Einrichtung bei ihrem Angebot auf die Struktur- und Handlungsmaximen der Lebensweltorientierten Sozialarbeit nach Thiersch (u. a. 1978, 1995, 2011; Thiersch/Grunwald 2008) zurück. Es wird versucht, ein lebensweltnahes Angebot zu etablieren, das die Adressaten dort unterstützt, wo sie ihrem alltäglichen Leben nachgehen. Mit der Entstehung der Einrichtung, die Ende der 1970er Jahre beginnt, entsteht auch ihr Selbstverständnis als dezentrales, regionalisiertes Angebot. Im konkreten sozialpädagogischen Handeln wird auf die an Thiersch anschlussfähigen Methoden der Beratung und der Straßensozialarbeit, ferner auch die Netzwerkarbeit, zurückgegriffen. In Stellenausschreibungen, sowohl für Sozialarbeiter als auch für studentische Hilfskräfte ist ein zentraler Punkt der Anforderungen die „Kontaktpflege“ zur Klientel. Zumindest konzeptuell wird also auch die gestaltete Beziehung zu den Adressaten der Einrichtung in den Mittelpunkt gestellt. Teamintern besteht eine eindeutige Hierarchie zwischen Professionellen und Hilfskräften. Die Kultur der Einrichtung lässt wenig Spielraum in der Neugestaltung bestimmter Arbeitsrituale, wie beispielsweise der Sanktionierung von Adressaten, zu. Die zum Teil notwendigen Grenzsetzungen werden nicht zwischen Mitarbeitern und Adressaten ausgehandelt, sondern folgen denen der Einrichtung eigenen Traditionen von Setzungen. Neue Besucher treffen auf eine rigide Regelung der Abläufe der Einrichtung, die es ihnen sehr schwer macht, die ersten Wochen in der Einrichtung ohne Sanktion, die sich in nahezu allen Fällen als Hausverbot von unterschiedlicher Länge darstellt, zu „überstehen“.

Eine signifikante Gruppe, die die Einrichtung nutzt, sind junge Frauen, mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, die sich im nahe gelegenen Rotlichtbezirk prostituieren. Unter anderem für diese Zielgruppe, die besondere, charakteristische Problemlagen aufweist, besteht das Angebot der Einrichtung auch nachts. Die jungen Frauen bewegen sich in einer Lebenswelt, die geprägt ist von unterschiedlichen Formen von Gewalt. Prekäre Wohnverhältnisse und ein Leben mit Beschaffungskriminalität und unsicheren sozialen Bezügen bestimmen ihren Alltag. Viele Adressatinnen der Einrichtung besuchen diese im Laufe einer Nacht regelmäßig, wenn sie sich zwischen dem Strich, dem Geldbeschaffen in Stundenhotels und eben der Drogenszene bewegen.

Die 20-jährige Frau, die gegen drei Uhr in einer Nacht die Einrichtung zum 4. oder 5. Mal seit 20 Uhr abends betritt, fällt also nicht wegen besonders häufiger Frequenzierung der Einrichtung auf. Bei diesem abermaligen Kontakt aber betritt sie die Einrichtung mit einem größeren Koffer, in dem, wie sich herausstellt, ihr Hund sitzt. Sie wirkt deutlich aufgewühlter als das letzte Mal, als sie die Einrichtung betrat, was etwa 1–2 Stunden zurück liegt. Nachdem sie sich bereits, ohne angesprochen worden zu sein,

bei der studentischen Hilfskraft, die gerade den Einlass in den Cafébereich regelt, entschuldigt, den Koffer mit in die Einrichtung bringen zu wollen, betritt sie das Café und stellt den Koffer mit ihrem Hund auf den Fußboden, mit der Intention „noch schnell drücken“, also sich einen Schuss setzen, zu gehen. Innerhalb kurzer Zeit wird sie von einem diensthabenden Sozialarbeiter angesprochen: sie soll bitte, aufgrund einer Hausvorschrift, dafür sorgen, dass der Hund die Einrichtung verlässt. Auch ihre Bemerkung: „Aber ich weiß nicht wohin“ führt nicht zu einem Umdenken. Der Sozialarbeiter beharrt darauf, dass „Tiere in der Einrichtung verboten“ sind. Ein anderer Adressat bekommt den Vorfall mit und nimmt, nach Rücksprache mit der jungen Frau, den Hund mit vor die Tür: „damit sie in Ruhe drücken kann“. Sie ist dankbar und geht kurze Zeit später zum Fenster, an dem die Anmeldung für den Konsumraum geregelt wird. Selbiger Sozialarbeiter bekommt ihre Absicht, nämlich sich für den Drogenkonsum anzumelden, mit und eilt herbei. Nach kurzer Absprache mit einer weiteren Kollegin wird der jungen Frau der Zutritt zum Konsumraum, mit Verweis auf ihren Zustand, sie wirke sehr „psychotisch“, verwehrt. Die Einrichtung könne die Verantwortung für sie nicht übernehmen, und überhaupt sei es besser, „wenn du heute nicht mehr drückst“. Es folgt eine Diskussion zwischen der jungen Frau und den zwei Sozialarbeitern, in der sie betont: „Ihr kennt mich überhaupt nicht ... das ist doch mein Leben“. Die Sozialarbeiter bleiben bei ihrem Entschluss, woraufhin die junge Frau die Einrichtung verlässt und in Richtung der Hauptstraße in die Nacht verschwindet.

Angesprochen auf diese Situation, und hingewiesen darauf, dass die Klientin „jetzt wirklich weg“ sei, zuckt der hauptsächlich beteiligte Sozialarbeiter mit den Schultern und sagt „Na, dann ist es ja gut“.

Dieses Beispiel verdeutlicht, welche Wirkungskraft eine persönliche Beziehung, aber auch ihre Vernachlässigung, oder gar Verweigerung, in der sozialpädagogischen Praxis haben kann. Der Sozialarbeiter stellte die rigide Hausordnung vor die Interessen, Bedürfnisse und Wünsche der Adressatin. Schon die Entschuldigung, die die junge Frau beim Betreten der Einrichtung an die studentische Hilfskraft richtet, ohne auf ihren Zustand, oder auch den Hund in ihrem Koffer, angesprochen worden zu sein, verdeutlicht die Kultur der Einrichtung, die wenig geprägt ist von einer Kultur der Achtsamkeit. Die Angst vor Sanktionen und das Ausgeliefertsein an Personen mit mehr Entscheidungsgewalt als man selbst, ist eine grundlegende Erfahrung der Adressaten dieser niedrigschwelligen Einrichtung. Die Fremdbestimmung wird zumeist unhinterfragt akzeptiert, oder nur ungekonnt, beispielsweise durch Bedrohung, Beschimpfungen oder eine unangemessene Wortwahl, in seltenen Fällen auch durch leichte Formen von Gewalt, in Frage gestellt.

Bedürfnisse, Hoffnungen und Wünsche der Adressaten erschließen sich im Milieu der direkten Drogenhilfe, sowie in vielen anderen Praxisfeldern der Sozialpädagogik aber nicht unmittelbar. Vielmehr bedarf es eines belastbaren, stabilen Umgangs, der auf Grund der Persönlichkeitsstrukturen vieler Adressaten, Frustrationstoleranz, Geduld und ein sich-selbst-Zurücknehmen vom Sozialarbeiter verlangt. Unreflektierte Norma-

litätsvorstellungen der Sozialarbeiter sind wenig hilfreich, um einen tragfähigen Kontakt zu der Klientel aufzubauen. Aber: die personengebundene Leistung der Sozialpädagogik ist geprägt durch immaterielle Ressourcen: Menschen, Gespräche, Zeit und Zuwendung (Rauschenbach 1999). Aufgrund biografischer Erfahrungen fällt es Menschen, die ein manifestes Drogenproblem entwickelt haben, häufig schwer, sich auf stabile Bindungen einzulassen. Umso erforderlicher sind für Differenzen und versteckte Signale sensible Sozialpädagogen, die auch Konfliktsituationen in den Räumlichkeiten der Einrichtung auffangen und aushalten können, ohne dass, wie im Beispiel, eine Flucht aus der Situation durch die Adressatin geschieht.

2 Die Bedeutung der personalen Dimension

Kasuistische Aussagen und Beobachtungen im Praxisfeld rekonstruieren die Bedeutung des Besonderen in den Jugendhilfeverläufen und der nachinstitutionellen Lebensgeschichte der jungen Menschen. „Die Erfahrung der Wirklichkeit“ (Thiersch 1986) aber ist nur bedingt verallgemeinerbar. Nachgängige Rekonstruktionsversuche sind in der Regel durch innere Prozesse wie Ängste, Verdrängung und Hoffnungen gestaltet (vgl. Barnes 2011): Mitteilungen können überzeugend und damit authentisch wirken, obwohl sie in dem Moment vielleicht nur Formen der Selbststilisierung eines widersprüchlichen, fragmentarischen und als verwirrend empfundenen Erlebnisprozesses darstellen (Behnisch 2005). Sie beinhalten möglicherweise auch die Verkennung erlebter pädagogischer Beziehungen, um das spätere, in der Biografie sich dokumentierende Scheitern, zu kompensieren. Aus der subjektiven Beurteilung der erfahrenen Hilfe oder ihrer Verweigerung, durch konkrete Personen der sozialpädagogischen Praxis und aus ihrer Authentizität lässt sich jedoch eine Vielzahl von Einzelaspekten für die Gestaltung von Hilfeprozessen gewinnen (vgl. Bitzan/Bolay/Thiersch 2006, auch Baacke/Schulze 1993). Hier berichten Menschen, die sich in ihrer Biografie mit den Angeboten der Jugendhilfe auseinandergesetzt haben – wenn sie denn überhaupt nach diesen Erfahrungen befragt werden – in ihren Selbstzeugnissen überwiegend von der Bedeutung intersubjektiver Beziehungen, die für sie stets mehr als bloße Zweck-Mittel-Relationen waren. Sie thematisieren die Bedeutung von erlebter und erfahrener verlässlicher pädagogischer Beziehung als Besonderheit von sozialen Beziehungen mit Erwachsenen und ihrer aufmerksamen Zuwendung.

2.1 Was junge Menschen bedürfen ...

Bonhoeffer beschreibt die dialektisch-spannungsreiche Dialogstruktur einer interpersonalen Beziehung in einem Jugendhilfesetting: „Sie – die Kinder – brauchen einen harmlosen, nicht pädagogischen Umgang, der unmerklich stützt, der sie bereit macht, sich

helfen zu lassen, ein Stück mitzugehen, zu verzichten, sich zu kontrollieren. Sie brauchen Erwachsene, die sich einlassen, die riskieren, sich herumschlagen, verwundbar sind, Fehler machen, ratlos werden, neu beginnen oder aufgeben“ (Bonhoeffer 1965). Gemeint ist hierbei nicht der konkrete Erwachsene, sondern das Erwachsensein in der gewählten Bezugsperson. Es ist naheliegend, dass dies der Erzieher sein kann, der junge Mensch kann sich aber auch aus anderen Berufsgruppen seines Alltags die Bezugsperson wählen. Die Wahl durch den jungen Menschen erfolgt oft nach Kriterien, die nicht leicht zu erschließen sind. Längerfristige, belastbare Beziehungen zeichnen sich durch ein mit der Zeit entwickeltes Muster an Gegenseitigkeit aus, beinhalten Prozesse des Bindens und Lösens, der Umdeutung und Neuorientierung. Dieser Ansatz weiß um die Fragilität der in der Praxis erarbeiteten Deutungsmuster und Vermittlungsprozesse und ist geprägt durch die Anerkennung der Gleichwertigkeit und das Ernstnehmen der Interaktionspartner, vor allem durch ein unbedingtes Vertrauen in (unterschiedliche) Fähigkeiten und Wesenszüge junger Menschen. Kinder sind auf den Schutz, die Hilfe, Vorgabe, Planung der älteren Generation angewiesen (Thiersch 1980). Ausgehend von dieser „klassischen“ pädagogischen Annahme von Erziehungsbedürftigkeit von Kindern und Jugendlichen, eine basale Faktizität, die oft in soziologischen und philosophischen Zeitdiagnosen unterschlagen wird, beschreibt Bonhoeffer eine pädagogische Praxis: Kinder und Jugendliche bedürfen des Dialoges und der situativen Auseinandersetzung mit signifikanten Erwachsenen, die als Identifikationsmodelle für ihr noch zu gestaltendes Projekt des Erwachsenseins, des „Selbstwerdens“ fungieren können, um die Lücke von entwickelten und noch nicht entwickelten Anteilen ihrer Person schließen zu können. Damit wird der Neugierde und dem Wissensdrang junger Menschen im pädagogischen Arbeitsbündnis Rechnung getragen. Dies beinhaltet aber auch die zeit- und beziehungsweise stellvertretende Übernahme der Verantwortung des jungen Menschen durch den Erzieher, ohne dass dem jungen Menschen die Mündigkeit abgesprochen werden darf (Brumlik 1992).

2.2 *Der Charakter der Erziehung im pädagogischen Bezug*

Erziehung im pädagogischen Bezug wird nicht verstanden als techné (herzustellen, machen von etwas) im Sinne des Bewirkens oder Erzeugens einer Normalbiografie, sondern als poiesis (Hervorbringen, und zwar auto-poiesis). Die pädagogische Beziehung ist wesentlich geprägt durch ein Arrangement von Lernprozessen, die eingebettet sind in ein belastbares, unterstützendes Begleitangebot mit sozialen und emotionalen Angeboten mit der Zielsetzung von Selbsterziehung und -bildung und der Chancenvermittlung und Selbstaneignung von Kultur (vgl. Uhle 1997). So soll eine Chance von Subjektivität eröffnet werden. Das Bestimmtheitsein „des Menschen zu Selbstbestimmung“ so Benner, ist „Aufforderung zur Selbsttätigkeit“ (1983, 292). Uhle ergänzt zwei weitere pädagogische Imperative: Erziehung zur Achtung und des Respekts vor der Freiheit anderer und Hil-

feststellung für die Entwicklung und Sozialisation für ein selbständiges Leben in größeren sozialen Ordnungen (1997, 182).

Junge Menschen benötigen darüber hinaus Sicherheit und Zeit, um ihre früheren Beziehungs- und Konflikterfahrungen prozesshaft aufzulösen und ihre starren Muster der Abwehr und des Selbstschutzes aufzugeben. Sie sprechen über gelungene, aber auch über gescheiterte personenbezogene pädagogische Anerkennungsverhältnisse, die mehr waren als bloß verbal vermitteltes Normen- und Handlungswissen, vielmehr begegneten sie einer gelebten geistig-emotionalen pädagogischen Haltung. Die so erlebten Interaktionserfahrungen und Alltagspraktiken waren in ihrer Biografie oft ein notwendiger Orientierungspunkt in Situationen aktueller Krisenbewältigung und legten „verschüttete“ Potenziale frei, stärkten das „Selbst“-Bewusstsein und trugen zur fortlaufenden Identitäts(um)bildung bei. Die jungen Menschen erlebten die Pädagogen in der Verantwortung ihrer Praxen als konkrete Personen mit jeweils eigener Wirkung im pädagogischen Umgang und in seinem ihm innewohnenden Balanceakt von reflektierter Nähe und Distanz (vgl. Gehres 1997, Colla 1999, Dörr/Müller 2007). Der pädagogische Umgang gestaltet sich nicht als ein „kumpelhaftes Verhältnis“, vielmehr ist er eingebunden in die Standards der Profession. Die jungen Menschen erfuhren ein fehlerfreundliches Verständnis sowie Verantwortungsbereitschaft, Toleranz, ein Arbeitsbündnis (vgl. Hamburger 2003).

Osterloh (1989) beschreibt Vergleichbares aus dem Schulalltag: „Personen sind die wohl nachhaltigste Erfahrung in der Schule ... Lehrer werden von ihren Schülern ... selten als abstrakte Funktionsträger oder pädagogische Spezialisten wahrgenommen“. In einer Zeit, in der soziale und kulturelle Ordnungsmuster schwinden, suchen junge Menschen Erwachsene, die sie in ihrer jugendkulturellen Eigenart verstehen und belassen können, an denen sie sich aber auch orientieren können, an denen vieles zu beobachten und für sich zu übersetzen ist (Böhnisch 1996; siehe auch Uhle, „Erziehung als Beziehung“ 1997, 186 f.). Dies scheint bei den Jugendlichen aber häufig eher die Qualität eines unbewussten Ahnens, denn eines bewussten Suchens zu haben. Schon die zumeist an Schulen oder milieunahen Freizeitangeboten entstehenden Gleichaltrigengruppen setzen stärker auf die individuelle Dominanz, denn dass sie Möglichkeiten der Selbstreflexion intendieren. Die selbst initiierte Begegnung mit einem Erwachsenen, der sich auf eine authentische Art und Weise als Repräsentant seiner Lebenswelt versteht, der zur Vergangenheit und den darin aufgehobenen Erfahrungen steht, eröffnet im pädagogischen Umgang aber auch die Chance zur Synchronisation und Neuerschließung sozialer Bereiche in Raum und Zeit, stellt einen Beitrag zur handelnden Vernetzung und zeitlichen Nutzung von gesellschaftlichem Raum dar, der durch alleinige Partizipation an normierten Beziehungen in dieser Qualität nicht erreichbar sein dürfte. Winkler (1988, 1999) setzt der Bedeutung der personalen Dimension die Bedeutung des Ortes entgegen, an dem sozialpädagogisches Handeln stattfindet. Eine systematische Verknüpfung beider Ansichten steht noch aus.

Die Person als Organon in der Sozialen Arbeit

Erzieherpersönlichkeit und qualifiziertes Handeln

Blaha, K.; Meyer, C.; Colla, H.; Müller-Teusler, S. (Hrsg.)

2013, VII, 448 S. 9 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-17684-0